

SCHRIFTEN ZUR WIRTSCHAFTSPHILOSOPHIE

WOLF DIETER ENKELMANN

EXZESSE DER ÖKONOMISCHEN VERNUNFT

| | | |
|-------|---|----|
| I.I. | DAS UNDENKBARE DENKEN, ÖKONOMIE UND KAUSALLOGIK | 01 |
| I.II. | DIE UNGEGEBENHEIT DER GABE | 03 |
| III. | DAS PRIMAT DER ÖKONOMIE FÜR DIE PRODUKTIVITÄT | 04 |
| IV. | NACHTRÄGE | 05 |

INSTITUT FÜR WIRTSCHAFTSGESTALTUNG

Bordeauxplatz
Wörthstraße 25
81667 München
buero@ifwo1.de
www.ifwo1.de
Servicebüro: +49.[0]89.44454958

JACQUES DERRIDAS ÖKONOMISCHE RATIONALITÄT JENSEITS DER KAUSALITÄT

I. DAS UNDENKBARE DENKEN, ÖKONOMIE UND KAUSALLOGIK

Es gibt eines, was philosophisches Denken selbst für solche, die sich an sich durchaus aufs Denken verstehen, immer schwer verständlich macht. Wenn die Philosophie nach Ursachen fragt, dann gleich nach ersten Ursachen, Gründen oder, eigentlich treffender, nach den Ideen oder nach den – wie tautologisch oft noch hinzugefügt wird: ersten – Prinzipien.

Manche machen es sich damit nun noch relativ einfach, indem sie diese Prinzipien als in irgendeiner Form gegeben voraussetzen. Das stellt sie aber nicht in der Art dar, wie sie sind, wenn sie denn sind. Es macht sie zu etwas Sekundärem. Als etwas Gegebenes müßten sie, auf die doch alles andere zurückgeführt wird, wiederum auf etwas anderes zurückgeführt werden, was sie aber selbst ausschließen. Prinzipielleres als ein Prinzip ist schwer zu denken. So führt man dann das Prinzip auf das Prinzip, auf sich selbst zurück, läßt es so stehen und nennt es etwas, was nicht auf etwas anderes zurückgeführt werden darf oder kann, um sich dann dem zuzuwenden, was aus diesen Prinzipien folgt bzw. zu folgen hat. Erst auf diese Weise wird ein Prinzip jenes Normative, wofür es in aller Regel auch außerhalb des engeren Bezirks der Philosophie gehalten wird.

Bei diesem Verfahren, Prinzipien zu benennen, zu bestimmen, zu beschreiben und quasi bei der Arbeit zu beobachten, wird noch etwas zweites gemacht, was man als fragwürdig erachten könnte, weil es der Prinzipialität des Prinzips zuwiderhandelt. Man ist gewissermaßen schon vorher da und gibt seinem Denken und der Theorie der Prinzipien eine präprinzipielle, jedenfalls prinzipienunabhängig existierende Realität. Vermeiden ließe sich das nur, indem man die Prinzipien aus sich, aus dem Denken, aus der Theorie als Folge der Prinzipien versuchte darzustellen. Dann stellt sich aber die Frage, ob dieses Eingeständnis der Sekundarität und Folgerichtigkeit nicht den Zugang zu den Prinzipien verschlüsse, so, wie es eine schier unüberwindliche Schranke zwischen dem Blutkreislauf und dem Hirn gibt.

Will man weder die Prinzipien wie etwas Sekundäres noch sich selbst in seinem Denken als präprinzipiell positionieren, dann wird es schwierig, das Prinzipielle zu denken. Für die Philosophie hat sich das Problem sehr früh bereits dadurch gelöst, dass sie dem Gedanklichen als solches, den Logos, den Primat einräumt bzw. sich vorgeben läßt. Eine neuzeitlich geläufige Verkürzung dieses Gedankens ist die Subjekt- oder Bewußtseinsphilosophie oder die landläufige Vorstellung, dass eben alle Wirklichkeit nur unsere Vorstellung von ihr sind.

Dem Logos zu folgen – oder genauer: sich dem Logos anzuvertrauen –, wie Heraklit sich ausdrückte², dem Logos den Primat zuzuweisen bzw. ihn sich von sich aus vorgeben zu lassen, macht, will man ihn nicht wieder fälschlich objektivistisch faktifizieren, die Sache nicht leichter. Denn nun gilt es, das Unmögliche zu denken, insofern sich erst, indem dies versucht wird, einstellen mag, was gedacht werden will. Wie soll man einem Logos folgen bzw. sein Vertrauen schenken, der sich erst infolge dieser Gefolgschaft und Vertrauensmaßnahme erzeugt und dabei dem Denken zugleich aber auch noch als ein unvordenkliches Wesen vorausgeht. Er folgt aus dem Denken, dem es dennoch zuvorkommt. Nachdem sich die mittelalterliche Metaphysik, wie sich u.a. bei Rabelais³ drastisch nachlesen läßt, dabei ins Absurdeste verstiegen hatte, besann sich Europa darauf, die Wissenschaft zu demetaphysizieren und lieber auf Erfahrung zu stützen. Das Udenkbare wurde territorialisiert, sodass es in der Fremde zu Schiff erreichbar wurde.

Derrida faßt, was sich im allgemeinen Sprachgebrauch gewöhnlich *Wirklichkeit* nennt, als

eine *Gegebenheit* auf. Was als *Wirklichkeit* auf das Kausalprinzip zurückgeführt wird, thematisiert Derrida mit der *Gegebenheit* ökonomisch. Alles, was ist, ist nicht der Fall noch erwirkt, sondern primär *gegeben*. Und geben, nehmen, danken, haben, schulden, vergeben: Das alles, was es im Umfeld des Gebens gibt, sind ökonomische Kategorien. Derrida führt *das Gegebene*, dass etwas gegeben ist und es das Gegebene, Gegebenheit als solche also *gibt*, naheliegenderweise auf *die Gabe* zurück. Und nun ringt er um eine Sprache und ein Denken, das diese Gabe ihrerseits nicht wieder einfach wie etwas Gegebenes darstellt. Und deshalb kann er sagen, dass es sie nicht gibt, sosehr auch alles, was es gibt, darauf verweist, dass es sie gibt.

Aber nicht nur das macht die Sache so schwierig, wie sie sich liest. Noch etwas anderes kommt hinzu. Und das hat mit der *Wirklichkeit* zu tun. Derrida denkt in einem geistigen Kosmos, der von einer Rationalität geprägt ist, für die es ganz normal ist, Plausibilität auf Kausalität zurückzuführen. Wenn sich etwas auf irgendetwas zurückführen läßt, was es verursacht hat, gibt sich diese Rationalität meist schon zufrieden, findet die Sache verständlich und logisch oder zumindest nachvollziehbar. Die Sache ist begründet; also gibt sie's wirklich. In der umgekehrten Richtung funktioniert das genauso. Wenn aus etwas, was man zugrundelegt, kausal etwas folgt oder praktisch folgen machen oder theoretisch schlußfolgern läßt, stellt sich die nämliche Zufriedenheit ein. Nichts rationaler als das. Truth is what works. Effektivität zählt.

Es ist keine Frage, dass dies alles ein Menge für sich hat, was aber dennoch einen Philosophen deshalb noch nicht befriedigen muß. Dass Kausalität über ihre Funktionalität und zweckrationale Effektivität hinaus auch noch Wahrheitsbeweise erbringt, ist zu ersichtlich der tautologische Zirkelschluß einer Rationalität, die sich und Logik nahezu vollständig mit Kausalität identifiziert. Und unter dieser Voraussetzung ist es auch kein Wunder, dass dies so plausibel erscheint, dass es manch einer schlicht für unwissenschaftlich hält, wenn jemand versucht, beim Denken solche Fehler zu vermeiden.

Wie andere Denker der Zeit auch versucht Derrida, dieser Falle zu entkommen und deshalb eine Plausibilität zu vermeiden, die auf einer Argumentation beruht, die ihre logische Stringenz allein darauf stützt, kausal eines auf's andere folgen zu lassen. Statt dessen kündigt er fortwährend ostentativ solche Angebote auf kausalistische Nachvollziehbarkeit, wenn sie sich einschleichen, auf. Die Verwirrung, die dadurch entsteht, nimmt er umso lieber in Kauf, als sie in ihrer Weise auch die Verwirrung, den Exzess, den chrematistischen Taumel und den Widerspruch widerspiegelt, der darin liegt, dass die Unmöglichkeit der Gabe die Bedingung der Möglichkeit – und vice versa – der Gabe ist, die er zu denken versucht.

Gesteigert wird die Verwirrung noch durch die assoziative Weitläufigkeit, die seine Gedankenbewegung in reichlich intuitiver und spontaner Motivation, sprunghaft durchmißt. Aber auch dies geschieht nicht ohne Sinn und Verstand. Denn dieses Verfahren versetzt das Denken über die Welt oder – genauer – der Welt in dieselbe, während sie der Kausalismus stets selbst dann noch reduktionistisch purifiziert, wenn er sich, wie etwa in der Chaosforschung, multikausal formiert. Und das Verfahren ist weniger willkürlich, als es scheint. Es empfängt seine logische Ordnung aus der Ökonomie, wie sie sich ihm darstellt. So, wie Derrida die Welt vielleicht ein Stück authentischer darstellt, als es sonst üblich ist, so stellt er ebenfalls das Ökonomische ihrer Existenz authentischer dar.

II. DIE UNGEGEBENHEIT DER GABE

Ohne Purifizierung kommt indes auch Derrida nicht aus. Er purifiziert die Gabe, die er zu denken versucht. Das heißt: er entkleidet sie aller Verbindungen mit dieser oder jener be-

stimmten oder unbestimmten, materiellen oder ideellen Eigenschaft. Er entbindet sie jeglicher Verdinglichung einerseits ebenso wie jeder Rückbindung auf einen ihr etwa vorgegebenen Geber. Wenn es denn einen Geber gibt, dann nicht, weil da einer wäre, der sein Sein sowie irgendetwas, was er zu vergeben hätte, woher auch immer (gegeben erhalten) hat. Das verschöbe die Frage nach der Gabe nur. Diesen Geber der Gabe gibt es nicht. Jedenfalls ist er nicht gegeben. Es sei denn, um den Preis, dass es um die Gabe, deren Existenz er beweist, geschehen wäre. Und auch auf der anderen Seite wird ein Objekt erst durch die Gabe eine Gabe und nicht umgekehrt. Das nämliche Objekt kann auch als Habe erscheinen und kann seine Herkunft verbergen oder – sogar falsch – verfälschen. Ein Geschenk ist kein Geschenk – es mag noch so wertvoll sein und die Verpackung noch so schön – wenn die Gabe nicht gelingt. Und die schöne Verpackung versteckt das Objekt vor der Gabe, entzieht es ihr.

Die Gabe gründet nicht im Objekt, nicht darin, dass da etwas zu geben da und irgendwie übrig ist, worauf irgendetwas oder wer verzichten könnte. Was da ist, gibt die Gabe nicht, diese Gabe vielmehr jenes. Insofern die Gabe als solche, soll ihr Gerechtigkeit widerfahren, in dieser Weise befreit von allen dann ja je schon gegebenen Materialisationen gedacht werden muß, läßt sie sich nur denken, nicht sehen, nicht anfassen oder dergleichen, sondern nur so sehen, wie das Denken im Denken eben sieht, hört oder sonstwie versinnlicht, was es denkt – oder nicht denken kann. Die Gabe ist metaphysisch, aber eben vielleicht sogar auch metanoumenal, dies für Derrida allerdings in-seits der Welt, nicht jenseits.

Die Gabe nun ist nicht ohne das Gegebene zu denken, aber deswegen dennoch niemals gleich diesem. Die Gabe ist nicht gegeben. Die Gabe gibt es nicht, gibt es aber gerade so, „*wenn es sie denn gibt*“, wie Derrida hier unverzüglich hinzufügen würde. Wäre die Gabe gleich allem Gegebenen etwas Gegebenes, dann gäbe es auch nichts Gegebenes. Gegeben ist nur etwas durch die Gabe, – wenn diese nicht selbst gegeben ist. Sie ergibt sich. So, wie Platon den Anfang gedacht hat, als einen Anfang, der, soll er dies sein, selbst keinen Anfang haben kann und hat, da er dann seinerseits etwas Angefangenes wäre und es gäbe keinen Anfang und, so die logische Folge, auch nichts Angefangenes. Der Anfang alias das sich selbst Bewegende „*kann weder untergehen noch entstehen, oder der ganze Himmel und die gesamte Genesis müßten zusammenfallend stillstehen und hätten nichts, woher bewegt sie wiederum entstehen könnten*“, sagt Platon⁴. Derrida denkt diesen Platonischen Anfang noch einmal neu, als Gabe, und es könnte sogar sein, daß er ihn dabei auf einen Begriff bringt, welchen Platon selbst womöglich versäumt.

Dank der Gabe ist etwas gegeben, die Gabe ist es nicht. Ohne dass etwas gegeben ist, wäre aber alles Reden von einer Gabe wiederum nur Gerede, Beschwörung, Magie. Ohne Gegebenes gäbe es die Gabe nicht. Bedingung des Gegebenen ist die Gabe, nicht aber auch umgekehrt die Gegebenheit Bedingung der Gabe. Sie ist unbedingt und geht im Gegebenen nicht auf noch verloren, andernfalls es auch nicht mehr gegeben wäre. Das ist der Punkt oder einer derselben, an dem Derrida die Gabe unökonomisch nennt und sogar als Störung der Ordnung der Zirkulationen bezeichnet, obwohl sie gleichwohl die, um es Kantisch zu sagen, Bedingung der Möglichkeit von Ökonomie ist und vollzieht.

Die Gabe ist nicht zu haben. Sie ist, wenn es sie denn gibt, unverfügbar, unbezahlbar und unberechenbar, oder nichts wäre gegeben und nicht zu haben. Sie ist weder käuflich noch zu rauben und unbestechlich, vielleicht sogar gar nicht mehr als nur – Unbestechlichkeit. Sie behält sich der Habe vor. Sie behält sich sich selbst vor, wie sie sich gibt. Sie ergibt sich, ein Zufall, Hingabe an nichts als die Hingabe, Aufgabe an nichts als die Aufgabe. Eine Autotransformation ins Gegenteil ihrer. Sie entzieht sich dem Zugriff in die Vergangenheit (wie in die Zukunft), indem sie (sich der Gegenwart verwandelt als) Gegebenes zurückläßt im Austausch zwischen dem Geben und dem Nehmen, die je gegeben gemeinsam die Gegebenheit unter sich ausmachen.

Sowenig es die Gabe einfach gibt, sowenig gibt es das Gegebene, das die Gabe bezeugt und von ihr erzählt, nur an sich, als Faktum, sondern nur vermittelt des Nehmens. Wo nichts genommen wird, ist nichts gegeben. Erst das Nehmen beweist und realisiert, dass etwas gegeben ist und es Gegebenheit gibt. Nun läßt sich spekulieren, was zuerst da war, das Nehmen oder das Geben, das Huhn oder das Ei. Und man möchte die Frage einfach damit beantworten, dass auch das Nehmen gegeben sein müsse, also mit der Gabe alles beginnt. Setzt man diese aber eben nicht einfach als gegeben voraus, stellt sich die Frage, wie sie sich – von selbst – erzeugt oder ergibt. Woher sich nehmen, ohne zu stehen? Und in dem Moment ist es wieder offen, wie es um das Nehmen in der Gabe steht und ob die ganze Gegebenheit einschließlich der Gabe ihrer nicht möglicherweise allein auf einem unrückzahlbaren Kredit beruht, einem Kredit ans Verlangen – oder an die Empörung.

Auf der Spur dieser Spekulationen weiterzudenken, bringt weiter, der Gabe aber nicht näher. Es gibt, sagt Derrida, keine Theorie der Gabe. Sie entzieht sich auch diesem Zugriff. Dennoch kann man sich Begabung nur wünschen. Eine Spekulation auf das Glück. Mag der Profit sie erschließen.

III. DAS PRIMAT DER ÖKONOMIE FÜR DIE PRODUKTIVITÄT

Faßt man Welt statt als Wirklichkeit als Gegebenheit auf, wird ein kausales Produktionsverständnis von Welt durch ein ökonomisches ersetzt. Das stellt die Welt sozusagen auf den Kopf und impliziert eine Umkehrung des gebräuchlichen Verhältnisses zwischen Produktion und Ökonomie. Produktion und Produktivität scheint die Voraussetzung dafür zu sein, dass es eine Ökonomie, dass es etwas zu tauschen und daraus Mehrwert zu schlagen gibt. Mag sein, doch wäre das dann eine sekundäre Ökonomie, die mehr als die Produktion die Primärökonomie verwertet. Denn Derrida setzt der Produktion die Ökonomie voraus. Nicht, weil etwas produziert wird, ist etwas gegeben, sondern, weil es die Gabe gibt, ohne dass es sie gibt oder, „*wenn es sie denn gibt*“, und etwas gegeben ist, gibt es auch die Produktion.

Die Gegebenheit verweist auf einen Gegenbegriff, nämlich die *Vergeblichkeit*. Diesen Gegenbegriff bringt Derrida gleichfalls, wenn auch, ohne ihn ausdrücklich zu nennen, ins Spiel, indem er die Ökonomie als eine Veräußerung und Selbstveräußerung beschreibt, die allein darum willen geschieht, betrieben oder auf sich genommen wird, um zum Ausgangspunkt zurückzukehren und beim Anfangen anzukommen. Was ist Vergeblichkeit? Vergeblich ist alles, wenn bei dieser Zirkulation nicht mehr geschähe als allein die Rückkehr zum Ausgangspunkt. Vergeblich ist alles, wenn sich Aufwand und Ertrag die Waage halten. Das Leben kostet das Leben. Es ist verschuldet. Es schuldet sich alles. Alles, was erzeugt wird oder sich erzeugt, reicht nur dazu, eben dasselbe am nächsten Tag nur wiederholen zu können. Dafür, wird, was erzeugt wird, aufgebraucht. Das ist eine Subsistenzwirtschaft ohne Produktion, da sich jede Produktion selbst aufzehrt, um sich zu erhalten. Diese Agonie der Produktion ist die Zeit der Verzweiflung, einer unbegleichen Verschuldung und eine Erfahrung, die die Griechen zu dem Schluß brachte, dass es das Beste sei, nicht geboren zu sein, und falls doch, möglichst gleich wieder zu sterben. Das ist ein dem Tode als sein Ende endlos hingegabenes Leben. Das ist Vergeblichkeit – der Gabe.

Diese Zirkulation der Vergeblichkeit unterbricht die Gabe. Nur so gibt es überhaupt eine Produktion. Von Produktion kann erst dann gesprochen werden, wenn sie nicht nur sich selbst und die Bedingungen und Umstände ihrer Existenz reproduziert, sondern dabei etwas über das hinaus entsteht und bleibt, das sie selbst ist und sich selbst schuldet. Produktion ergibt sich erst durch Überschussproduktion. Erst in der Überwindung bloßer Reproduktion kann Welterfahrung als Gegebenheit benannt, empfunden und erfahren wer-

den. Gegeben ist erst dann etwas, wenn nichts vergeblich ist. Vergeblich ist dann nichts, wenn etwas entsteht, was es nicht gab. Und das läßt sich niemals nur quantitativ bemessen. Dafür, dass es quantitativ bemessbar und als ein Mehr selbst nur desselben erfahrbar ist, ist vielmehr seine qualitative Erscheinung die Voraussetzung, das heißt: seine Unverwechselbarkeit und die Einzigartigkeit, ohne die es auch zu keiner Vergleichung kommen kann. Verliert sich der Sinn für die qualitative Veränderung, die jede Mehrung durch den Gewinn von etwas, das es nie zuvor gab und, so wäre hinzuzufügen, auch nicht noch einmal geben wird, mit sich bringt, dann bleibt nur, dem Bann hemmungsloser, unstillbarer Gier nach mehr und immer mehr nach Befriedigung verfallen, die vergeblich bleibt.

Es gibt dasselbe mehrfach nicht. Das Gegebene ist stets ein Mehrgegebenes, als in es investiert war, von wem und wodurch auch immer. Das rückt die Gabe in den Nucleus der Produktionsökonomie. Man könne nicht zweimal in denselben Fluß steigen, meinte daher und dazu Heraklit⁵. Deswegen nennen wir Ökonomie, wenn sie denn ist, was sie ist, nämlich Erwirtschaftung von etwas Übrigbleibendem, etwas, das mehr ist, als was sie zu ihrem Erhalt und ihrer Fortdauer aufbraucht, eine schöne Ökonomie. Jede Mehrung läßt etwas sein, was es nicht gab, und verändert damit auch die Gesamtheit des Seins qualitativ. Jede quantitative Mehrung hat eine Geschichte, die mehr und damit etwas anderes wiedergibt als nur eine Mehrung. Im Wesentlichen besteht die Veränderung aber darin, dass mit dem Ende der Vergeblichkeit alles Wert gewinnt. Das ist der eigentliche Produktionsüberschuß und das Schöne, das in diesem Sinn nicht nur ein Aestheticum, sondern auch ein Oeconomicum.

IV. NACHTRÄGE

Die immanente Mehrungsdynamik der Gegebenheit zeigt sich auch in der Habe. Man hat nur, was man übrig hat. Was nicht vergeben werden könnte, hat man nicht, sondern ist man nur und darüberhinaus nur verloren.

Leben zu schenken, heißt, etwas zu geben, das keiner überzählig, übrig und zu vergeben hat. Leben zu schenken, kostet das Leben. Leben zu schenken, ist unmöglich. Oder doch nicht, möglicherweise? Dann bedeutet es aber, Unmögliches möglich zu machen oder werden zu lassen.

Die Gabe hat keiner verdient. Sie ist unverdient und läßt sich nicht erdienen, also so und auch anders nicht zu erwirken. Die Gabe verändert alles.

© W.D. ENKELMANN, IfW JULI 2004

Nachweis:

- ¹ Jaques Derrida, Falschgeld – Zeit geben I, München 1993
- ² Heraklit Frg. 2, 114
- ³ Francois Rabelais, Gargantua und Pantagruel, München 1964
- ⁴ Platon, Phaidros 245d,e
- ⁵ Heraklit, Frg. 12, 91
- ⁶ Georges Bataille, Die Aufhebung der Ökonomie, München 2001, S. 50